

Umfrage GIRAF-IFFD 2009

Der Berufseinstieg der NachwuchswissenschaftlerInnen der Geistes- und Sozialwissenschaften in Frankreich und Deutschland

Bilanz, Erfahrungsberichte und Zukunftsperspektiven.

DARSTELLUNG DER UMFRAGE UND PROFIL DER BEFRAGTEN (Alice VOLKWEIN)

Zwischen Mitte Februar und Mitte März 2009 haben 339 NachwuchswissenschaftlerInnen der Geistes- und Sozialwissenschaften — 250 auf deutsch und 80 auf französisch — auf den Appell des deutsch-französischen interdisziplinären Forschungsvereins GIRAF-IFFD (www.giraf-iffd.ways.org) geantwortet und im Internet an der GIRAF-Umfrage zum Berufseinstieg von NachwuchswissenschaftlerInnen teilgenommen. Die Ergebnisse der Umfrage zeigen, dass die Promotion in Deutschland und Frankreich viele Probleme aufwirft, es aber auch Unterschiede zwischen beiden Ländern gibt. Der Vergleich eröffnet somit Perspektiven, um den Doktoranden in den Geistes- und Sozialwissenschaften den beruflichen Übergang nach der Promotion, die von einer Mehrheit (im Schnitt 83%) bereits als eine berufliche Erfahrung betrachtet wird, zu erleichtern.

Die Untersuchung **mischt in ihrem Ansatz qualitative und quantitative Methoden und versteht sich keineswegs als repräsentative Umfrage**. Die große Resonanz der Umfrage unter den NachwuchswissenschaftlerInnen in beiden Ländern, vor allem in Deutschland, ermöglicht es jedoch, den Ergebnissen eine gewisse Aussagekraft beizumessen. Die ungleichen Antwortzahlen zwischen französischen und deutschen Befragten erschwert zwar den Vergleich, ist aber auch an sich bemerkenswert. Es zeugt zunächst von der Existenz sehr aktiver Netzwerke in Deutschland (unter anderem über H-Soz-Kult), aber auch von kulturellen Unterschieden zwischen beiden Ländern: ihre Meinung zu äußern fällt den Deutschen leichter als den Franzosen, die stärker dazu neigen, solche Umfragen als wirkungslos zu brandmarken und von sich zu weisen.

Die Zielgruppe war mit Absicht relativ offen gehalten worden — alle NachwuchswissenschaftlerInnen der Geistes- und Sozialwissenschaften in Frankreich und Deutschland stand die Teilnahme offen —, so dass sich ein typisches **Profil der Befragten** kaum erstellen lässt. Während der jüngste Befragte (Franzose) noch 23 Jahre alt ist, ist der älteste (Deutscher) bereits 53 Jahre jung. Die Breite des Spektrums zeigt deutlich, wie vage die Kategorie „NachwuchswissenschaftlerIn“, bzw. „jeune chercheur“, ist — ab wann gilt man nicht mehr als Nachwuchs, als junger Forscher? —, aber auch die große Heterogenität der Lebensläufe — die Promotion markiert manchmal den Anfang einer zweiten Phase in einem schon lange angefangenen Berufsleben. Die Mehrheit (im Schnitt 69%) sind dennoch zwischen 25 und 35 Jahre alt.

Die Frauen sind leicht in der Überzahl (insgesamt 64%, bei einem größeren Unterschied unter den französischen Befragten, 68% der befragten Franzosen sind Frauen gegenüber 58% der befragten Deutschen), was im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften zu erwarten war. Mann oder Frau, die Mehrheit ist kinderlos (im Schnitt 82%), wobei allerdings auffällt, dass die französischen Männer am wenigstens und die französischen Frauen am meisten Kinder haben. Um diesen Gesamteindruck der Befragten zu ergänzen, lässt sich noch bemerken, dass eine Mehrheit nicht im Rahmen eines binationalen Promotionsverfahrens (cotutelle) promoviert haben, dass dies aber öfters der Fall in Frankreich als in Deutschland (nur 4% cotutelle in Deutschland gegen 25% in Frankreich) ist.

Schließlich sei hervorgehoben, dass nur eine Minderheit — aber eine größere in Frankreich als in Deutschland — Mitglied von GIRAF-IFFD ist, was ein Erweiterungspotential für den Verein darstellen kann.

Die Umfrage gliedert sich in **fünf thematische Schwerpunkte**, deren Ergebnisse hier auch getrennt dargestellt werden. Zunächst wurde nach dem Stellenwert der Doktorarbeit im Rahmen eines Berufsvorhabens und nach der eigentlichen Berufserfahrung der NachwuchswissenschaftlerInnen während oder nach der Doktorarbeit gefragt. Da GIRAF-IFFD vor allem die NachwuchswissenschaftlerInnen anspricht, die häufig zwischen Frankreich und Deutschland leben und forschen, wurde auch nach deren Mobilität in der Forschung und im Berufsleben gefragt. Zuletzt wurde ausdrücklich die kritische Meinung der Befragten zum Promotionsstudium an sich und zur Rolle der unterschiedlichen Akteure dieser Ausbildung sowie der verschiedenen Hilfsstrukturen und Informationsnetzwerken gefragt. Denn über die Bilanz hinaus sollten dank dieser Umfrage auch Verbesserungsperspektiven herausgearbeitet werden, wozu dieser Bericht hoffentlich beigetragen haben wird.

Die fünf thematischen Schwerpunkte lauten:

- I. **Doktorarbeit und Berufsvorhaben (S. 3)**
 - II. **Berufserfahrung (S. 4)**
 - III. **Berufseinstieg (S. 6)**
 - IV. **Wissenschaftliche und berufliche Mobilität (S. 11)**
 - (a) **Die Mobilität der NachwuchswissenschaftlerInnen (S. 11)**
 - (b) **Der transnationale Berufseinstieg zwischen Frankreich und Deutschland (S. 12)**
 - V. **Ausbildung und Hilfe zum Berufseinstieg — Bilanz und Perspektiven (S. 13)**
 - (a) **Evaluierung der Universitätsausbildung im Hinblick auf den Berufseinstieg (S. 13)**
 - (b) **Die Universität und der Arbeitsmarkt (S. 15)**
 - (c) **Die Rolle der Informationsnetzwerke und der informellen Netzwerke (S. 15)**
- Zusammenfassung (S. 18)**

I. Doktorarbeit und Berufsvorhaben (Sidonie KELLERER)

Für die meisten DoktorandInnen in Deutschland fügt sich die Doktorarbeit nicht in ein eingangs definiertes Berufsvorhaben (58%). In Frankreich gibt eine knappe Mehrheit der Befragten an, zu Beginn der Doktorarbeit ein Forschungsvorhaben gehabt zu haben (53%). In *beiden Ländern ist eine Karriere an der Universität oder an einem Forschungszentrum das erste und hauptsächliche Berufsvorhaben*. In Deutschland fasst man darüber hinaus eine Tätigkeit im Bibliotheks- oder im Ausstellungswegen ins Auge. Bei denjenigen, deren Berufsvorhaben von Anfang an feststand, erweist sich die Doktorarbeit während ihrer Entstehung als die im Hinblick auf dieses Vorhaben richtige Wahl. Was die französischen DoktorandInnen betrifft, die kein eingangs definiertes Berufsvorhaben hatten, sind die Hauptmotivationen „Freude an der Sache“, „persönliche Bereicherung“, „intellektuelle Herausforderung“. Nur selten wird eine Verbesserung der beruflichen Perspektiven als Argument angeführt. Ein französischer Doktorand erklärt, er sei sich des Mehrwerts, den der Dokortitel auf dem Arbeitsmarkt darstellt, erst durch Auslandsaufenthalte bewusst geworden, was viel über die Wahrnehmung des Dokortitels in Frankreich verrät. In Deutschland dagegen sieht man den Dokortitel meist als eine Möglichkeit an, die Aussichten auf einen Arbeitsplatz zu verbessern und das Gehalt zu erhöhen und zwar auch außerhalb des akademischen Bereichs. So verweist ein 29-jähriger Doktorand auf gewisse „Vorteile im Berufsleben“, eine 31-jährige Doktorandin erklärt, dass die „Wahrscheinlichkeit mit einem Dokortitel eine Arbeit zu finden höher ist“.

Wird das Berufsvorhaben während der Dissertationsphase bestimmt, was auf 41% der deutschen Befragten zutrifft, dann ist dieses Berufsvorhaben in erster Linie akademisch. Zwar geben 50% der befragten Franzosen an, dass die Doktorarbeit es ihnen ermöglicht habe, ein Berufsvorhaben zu bestimmen, aber viele weisen auch darauf hin, dass ihnen im Verlauf der Arbeit die Verschlechterung der Berufsperspektiven bewusst wurde. So z.B. die 34-jährige Doktorandin S.L.: „Ich habe eine Professoren-Karriere angestrebt. Aber im Laufe meines Studiums sind die Stellen immer weniger geworden [...] Daher habe ich mich nach Stellen in der *fonction publique territoriale* umgesehen“. Eine 30-jährige Doktorandin stellt fest: „Da die Zahl der Stellen immer geringer wird, denke ich darüber nach, meine Kompetenzen in anderen Bereichen (z.B. Informatik) auszubauen“. Desillusionierte Bemerkungen wie z.B. „die Zukunftsperspektiven scheinen sehr trübe“ sind auf Seiten der französischen DoktorandInnen deutlich häufiger als bei den deutschen.

Zu Beginn der Doktorarbeit wünschen sich 46% der deutschen und 68% der französischen DoktorandInnen eine Stelle an der Uni, 30% streben eher eine Stelle an einem Forschungszentrum an. In Deutschland und in Frankreich wünschen sich nur etwa 10% der Befragten zu Beginn ihrer Doktorarbeit eine Stelle in der privaten Marktwirtschaft. In Deutschland und Frankreich steht eine Tätigkeit im Sekundarschulbereich gleichermaßen an letzter Stelle. *Im Laufe der Doktorarbeit verliert die Perspektive einer Stelle an der Universität ihre Attraktivität* für deutsche DoktorandInnen (nur noch 36% sagen aus, dass sie in erster Linie eine Stelle an der Uni anstreben). In Frankreich verläuft die Entwicklung ähnlich, dort geben lediglich 50% der Befragten an, während oder am Ende der Doktorarbeit vor allem eine akademische Karriere anzustreben. Es scheint somit zu Beginn der Promotion eine gewisse Illusion zu geben und auf jeden Fall eine Desillusionierung im weiteren Verlauf der Arbeit. In Deutschland gewinnen die Forschungszentren an Attraktivität (die nun für 27% der Befragten die erste Wahl sind), sowie Tätigkeiten in der Beratungsbranche. In Frankreich erscheinen die Forschungszentren denjenigen Nachwuchsforschern attraktiver, die in ihrer Doktorarbeit weiter fortgeschritten sind bzw. sie beendet haben. Das gilt auch für Tätigkeiten in der Beratungsbranche.

II. Berufserfahrungen (Florence ROUGERIE)

Berufliche Erfahrungen im Verlauf einer Doktorarbeit, wozu ?

Die jungen deutschen Forscher unterstreichen ganz eindeutig **die Unzulänglichkeit der finanziellen Ressourcen**; da die Doktorarbeit manchmal als zweitrangiges und nicht als hauptrangiges Betätigungsfeld betrachtet wird, und deshalb finanzielle Gründe von 79,4% der Deutschen, gegenüber 51,6% der Franzosen beim Erlangen einer Berufserfahrung angeführt werden. **Der Versuch einer Berufsausübung** in ihrem Kompetenzbereich steht erst an zweiter Stelle (68,6% der Deutschen gegenüber 67,2% der Franzosen, bei denen diese Motivation an erster Stelle steht). Die jungen französischen Forscher erklären anschließend, sich in ihrer ursprünglichen Wahl bestärkt zu fühlen und geben **eher symbolische Gründe** beim Erlangen einer beruflichen Erfahrung im Parallelverlauf zu einer Doktorarbeit an; da, wo die Deutschen hingegen ihre Kompetenzen (29,7%) zu erweitern versuchen, indem sie zweifellos einer eventuellen Umorientierung und einer möglichen Wertschätzung des Dokortitels in der privaten Wirtschaft vorbeugen.

Berufserfahrungen im Verlauf der Doktorarbeit - Typen und Bewertung

In beiden Ländern wurden Berufserfahrungen **überwiegend an der Universität gesammelt, sowohl im Hochschul- als auch im Sekundarbereich oder in den „collectivités territoriales“ (dezentraler regionaler Verwaltung)**; und zwar vor allem in der Lehre, Forschung, Verwaltung, Koordinierung, in Expertisen, am häufigsten als Teilzeitbeschäftigung (als „moniteur“, A.T.E.R. — d.i. eine befristete Planstelle für Lehre und Forschung — , PR.AG — d.i. ein Gymnasiallehrer mit der Ausbildungsstufe „Agrégation“, der im Hochschulwesen unterrichtet — oder WiMis (Wissenschaftliche Mitarbeiter) — sowie im Rahmen einer Forschungsstelle, eines Volontariats..). **Somit wird die Berufserfahrung als für die Promotion nützlich wahrgenommen**, weil sie einerseits unabdingbar für die Einstellung angesehen wird (Eingliederung in ein Netzwerk) und weil sie auch in persönlicher (Sozialisierung) und intellektueller Hinsicht geschätzt wird (gegenseitige Bereicherung von Theorie und Praxis). Man kann somit feststellen, dass die Deutschen stärker den Verwaltungs- oder finanziellen Aspekt herausstellen und sie mit einer Terminologie beschreiben, die der Betriebskultur sehr nahe kommt.

Im Gegenteil dazu wird die Arbeit neben der Promotion, **wenn sie vorrangig zum Unterhalt dient, als Zeitverlust und kontraproduktiv empfunden** und kann sich zum Nachteil auf die Doktorarbeit auswirken, deren zu lange Dauer sich wegen des Altersfaktors negativ auf die Ersteinstellung, auswirken. Die verschiedenen **Aktivitäten, die zeitlich begrenzt ausgeübt werden, sind ganz unterschiedlicher Art** (Korrekturarbeiten, Übersetzungen, Nachhilfeunterricht, seltener sind Coaching, Beratung, Kommunikations – Jobs (vom Rettungsschwimmer oder Disc-Jockey, über Arbeit im Callcenter, Tester für Video-Spiele bis hin zur Bauarbeit gibt es fast alles). Die Doktorarbeit wird seltener parallel zu einer freiberuflichen Tätigkeit (wie z.B. Arzt) ausgeführt. Wir verzeichnen auch, dass die unendgeldlichen Praktika weniger in Deutschland als in Frankreich verbreitet sind (4,7% gegenüber 9,8%, dies gilt jeweils auch für die entlohten Praktika), sie werden meistens in den Medien (Presse und Radio) oder in Kulturabteilungen absolviert. Es scheint, dass es in Deutschland besonders die Frauen sind, die diese ausführen, während die Männer öfter auf Teilzeit-Arbeit zurückgreifen. Dies kann als ein Anzeichen einer größeren Unsicherheit und finanzieller Abhängigkeit für die Erstgenannten gedeutet werden.

Berufserfahrungen und Doktorarbeit – kritische Punkte

Viele dämpfen ihre Begeisterung wenn sie sagen, dass **die Berufserfahrung die Doktorarbeit fördere, sie aber nicht speziell aufwerte. Sie müsste also integrierter Bestandteil der Doktorarbeit sein**, und dies an erster Stelle für die Universität selbst, die dazu tendiert, die Doktoranden vor allem als Studenten anzusehen, selbst wenn sie sie entlohnt.

12,3% der Franzosen und sogar 20,7% der Deutschen betrachten die Doktorarbeit nur als eine akademische Qualifikation, die keine Berufserfahrung darstelle, und die sich als Hindernis erweisen könne. Dagegen **betrachtet eine breite Mehrheit sie jedoch als eine vollwertige Berufserfahrung** (87,7% auf französischer gegen 79,3% auf deutscher Seite), wegen der zahlreichen Fähigkeiten, die durch sie erworben werden, die **jedoch keine Anerkennung** finden. Zitieren wir unter vielen anderen Kompetenzen: Lokalisierung, Sammlung und Auswertung von Daten, Suche von Finanzierungsmöglichkeiten, „net-working“, die Fähigkeit zur Analyse und Synthese, Redaktionsfertigkeiten, Methode, Autonomie, Organisation und „softskills“ (Zeitmanagement, Umgang mit Quellen, anderen Widrigkeiten, der Abschlussverpflichtung), Genauigkeit, Disziplin, Ausdauer, Leistungsfähigkeit, Innovation, Bereitschaft zur Zusammenarbeit, besondere kommunikative Fertigkeiten besonders betreffs der eigenen Resultate (mündliche Darbietung, IT-Kenntnisse) Fähigkeiten, die höheren Angestellten erworben werden, auf die auch ein Umfrageteilnehmer hinwies.

Und trotzdem unterstreichen viele **den Unterschied zwischen der Doktorarbeit und der fehlenden Anerkennung, die ihr zuteil wird**, und dies gilt ganz besonders für Frankreich im Vergleich zur Schweiz oder Deutschland. In der Tat wird für 83,1% der Deutschen und 74,8% der Franzosen die Doktorarbeit von der Universität positiv angesehen; aber was ihr Umfeld anbetrifft, so ist dieses Ansehen für 53% der Deutschen positiv und für 68,7% der Franzosen negativ. Das Ansehen der Doktorarbeit durch die potentiellen Arbeitgeber liegt in der Privatwirtschaft bei 59% der Deutschen und bei 82,8% der Franzosen, eindeutig negativ. Die Doktorarbeit steht in der Gesellschaft ganz allgemein eher in negativem Ansehen, dies stellen 77,3% der Deutschen und 95,3% der Franzosen heraus. Man kann feststellen, dass die Franzosen weit pessimistischer als die Deutschen sind, insbesondere, was das Ansehen bei den potentiellen Arbeitgebern in der Privatwirtschaft betrifft. Die berichteten Erfahrungen sind exakt dieselben und zeugen von den geäußerten Urteilen über die Nützlichkeit der Doktorarbeit, die eher als eine Fortsetzung des Studiums als eine berufliche Erfahrung, sogar als Luxus, und allgemeiner auf dem Gebiet der Geistes- und Sozialwissenschaften, als eine Ergänzung der Bildung angesehen wird.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass für die meisten der jungen Forscher die Doktorarbeit eine eigenständige berufliche Erfahrung darstellt, doch nur unter der Bedingung, dass die Doktorarbeit sich in ein persönliches längerfristiges Berufsprojekt eingliedert, und dass der institutionelle Rahmen sowie besonders der Doktorvater ihre Funktion voll erfüllen, und dass alle materiellen Bedingungen gegeben sind, um sich der Doktorarbeit widmen zu können (der Erhalt eines Lehrerauftrags ist somit als eine wahre Chance zu betrachten, und kann in Frankreich eine gewisse Rivalität gegenüber den Absolventen der Ecole Normale Supérieure erzeugen, die oft fast systematisch eine Finanzierung, die mit einem Lehrauftrag gekoppelt ist, erhalten. Die Berufserfahrung ist nur positiv, wenn sie es erlaubt, die Doktorarbeit in einer überschaubaren Zeitspanne abzuschließen, und wenn die aufgewendete Energie im Verhältnis zum erhofften Resultat steht. Alle unterstreichen die persönliche Dimension dieser Erfahrung, die eine Doktorarbeit darstellt, sowie die Leistung, die sie bedeutet (das stolze Gefühl an einem „großen Buch“ zu schreiben) und die Einsamkeit, in der sie manchmal erlebt wird. In diesem Sinne handelt es sich nicht um eine Arbeit wie

jede andere, sie ähnelt eher einer kreativen Tätigkeit mit „Momenten des Zweifels, mit Panik-Attacken und der sprichwörtlichen Angst vor dem leeren Blatt“, die man überwinden muss, indem man eine hohe Leistungsfähigkeit und Stressbelastbarkeit entwickelt.

*

III. Berufseinstieg (Florence ROUGERIE)

Wie gehen die Doktoranden mit der beruflichen Eingliederung um?

Die Mehrzahl der jungen französischen Forscher sehen den Moment der beruflichen Eingliederung mit größerem **Pessimismus** entgegen als die deutschen (42,9% gegenüber 25,1% mit Furcht, 33,3% gegenüber 34,2% mit **Skepsis**), nur 23,8% der Franzosen, gegenüber 40,6% der Deutschen, sehen ihm mit Zuversicht entgegen. Es lässt sich daher sagen, dass die befragten Frauen in Deutschland in Bezug auf die Zukunft pessimistischer sind als die Männer, während dies in Frankreich gerade umgekehrt ist, vermutlich aufgrund der Lösungen, die dort angeboten werden, um das Familienleben und die Arbeit in Einklang zu bringen, einer Schwierigkeit, auf die die befragten Deutschen stets hinweisen.

Warum?

Einige erwähnen ihre völlige Desillusionierung durch Arbeitslosigkeit, Verschuldung und Überqualifikation und gehen so weit zu sagen, dass die Grenzen zwischen Universität und Arbeitswelt hermetisch abgeriegelt seien und einen Berufswechsel schier unmöglich machen. Andererseits haben sie das Gefühl, dass die Schwierigkeiten, denen sie in der Welt der Forschung begegnet sind, so groß sind, dass sie sich fragen „warum und wie soll es weitergehen?“, ja sogar mit Bedauern über ihre Wahl feststellen: „Ich hätte dasselbe schon 8 Jahre früher tun können.“ Andere sind auf Grund der Ungewissheiten skeptisch, eine Stelle zu finden, die ihrem Fachgebiet und einem vernünftigen Zeitraum entspricht („Engpässe“ auf Grund der Spezialisierung und dem Mangel an Stellen), ebenso wichtig ist die zu bewältigende geographische Entfernung und Mobilität, ein Kriterium, dessen Gewicht bei einem weniger attraktiven Gehalt nicht unbedeutend und unvereinbar mit einem Familienleben (besonders in Deutschland) ist. Das Fehlen einer Transparenz sowie einer Perspektive im Verlauf der beruflichen Karriere lassen ebenfalls Besorgnis aufkommen. Sie unterstreichen unter anderem das Fehlen einer Vorbereitung auf das Lehramt im Sekundarbereich, welches oftmals als Notlösung gewählt wurde und manchmal eine schwerwiegende Erfahrung ist.

Die Zuversichtlichsten sind sich bewusst, dass die Aussichten auf eine Karriere eng verbunden sind mit dem Glück, zunächst einen Platz als A.T.E.R./ WiMi oder in einer Projektstelle zu finden, dabei haben sich Teilzeit und die Qualität des Kontaktkreises, den man sich zu schaffen in der Lage sein muss, als unabdingbar erweisen. Die Bilanz ist also zweischneidig, wenn man ein Vor- und Nach der Doktorarbeit unterscheidet, so hängt dies von den Erfahrungen ab, was auch in der gängigen Redensart „Mach n'en Flop oder sei top“ zum Ausdruck kommt, woher manchmal sogar ein gezwungener Optimismus rührt, der aber durch die Freude an der Forschung selbst entschädigt wird.

Die berufliche Eingliederung der Doktoren auf dem Gebiet der Geistes- und Sozialwissenschaften — Erfahrungen

Der folgende Teil betrifft nur die bereits absolvierten Doktoren. Diejenigen, die sich an der Umfrage beteiligten, haben im Durchschnitt ihre Arbeit seit 2 oder 3 Jahren beendet. Wenn man die

Minima und Maxima untersucht, im Besonderen mit dem Vergleich der Situation der Männer und der Frauen, so kann man folgende Hypothese aufstellen: Es scheint, dass in Frankreich sich die Frauen länger nach Abschluss der Doktorarbeit als NachwuchswissenschaftlerInnen (bis zu 6 Jahren gegenüber 4 für die Männer) betrachten, das bedeutet, dass sie weniger gut in die Arbeitswelt und/oder in die Universität eingebunden sind.

Was die Gebiete anbelangt, in denen die jungen Forscher seit dem Ende ihrer Doktorarbeit gearbeitet haben, fällt auf, dass sie **in der überwiegenden Zahl Stellen an der Universität, im öffentlichen Dienst, in Forschungszentren besetzt haben**; in Frankreich steht die Lehre im Sekundarbereich an höherer Stelle als in Deutschland, wo die freiberuflichen Stellen, die Arbeitsplätze in Betrieben und Beratungsstellen mehr geschätzt werden. In Frankreich wie in Deutschland ist die Forschung in den Betrieben nur sehr schwach vertreten, was mit den Humanwissenschaften übereinstimmt. Überraschender ist jedoch, dass die NGOs und die europäischen Institutionen ebenfalls sehr gering vertreten sind. Im Vergleich sagt dies aus, dass es **weniger Möglichkeiten für einen Berufswechsel in Frankreich als in Deutschland gibt**. Dabei ist hervorzuheben, dass diese Feststellung in beiden Ländern in Zeiten von Arbeitslosigkeit auftritt.

Der Status der meisten überschneidet sich, wie z.B., ohne Rangordnung, ATER, WiMI, Lehrauftrag, Projektkoordinierung, Freier Mitarbeiter, wissenschaftliches Volontariat (Stiftungen, Archive, Bibliotheken, Verlagshäuser, Museen, städtische Bereiche) „tenure track“, post-doktorales Studium, PR.AG, Maître de Conférence, Junior-Professur, akademischer Rat, Projektmitarbeiter im Regionalrat bzw. Ingenieurbüro, Tätigkeit als Berater, in der Weiterbildung, Drittmittelprojekte, zeitweilige Lehrtätigkeit im privaten bzw. öffentlichen Bereich. Nur zwei originelle Erfahrungen im liberalen Bereich sind zu vermerken: Im Jahre 2007, nach 2 Jahren als wissenschaftlicher Berater lebt S.P. (40 J.) in Frankreich und gründet ein Unternehmen für Rhetorik-Coaching; ein anderer Umfrageteilnehmer arbeitet als freischaffender Kunsthistoriker und auch als Berater für den Schutz und die Verwaltung der unter Denkmalschutz stehenden Objekte. Es handelt sich **in Deutschland um eine starke Mehrheit von befristeten Arbeitsverträgen** (68,3% der Frauen und 54,5% der Männer) **wie auch in Frankreich**: 50% der Frauen und 63,6% der Männer. Was die unbefristete Arbeitsverträge betrifft, ist in Frankreich das Verhältnis bedeutend größer bei den Männern (20,4% der Männer gegenüber 7,3% der Frauen), während in Deutschland die Situation ausgeglichener zu sein scheint (27,2% der Männer gegenüber 25% der Frauen). Dies aber verbirgt eine andere Realität: 25% der Frauen sind arbeitslos (darunter eine, die kein Recht mehr auf Arbeitslosengeld hat) gegenüber nur 9% der Männer in Deutschland. In Frankreich besteht auch ein empfindlicher Unterschied: 19,5% der Frauen haben keine Arbeit gefunden, gegenüber 11,4% der Männer.

Die Ergebnisse sind, was den **Zeitraum zwischen der Beendigung der Doktorarbeit und dem ersten Arbeitsvertrag** anbetrifft, sehr ähnlich: im Durchschnitt liegen dazwischen 6,8 Monate für Frauen und 7,7 Monaten für Männer in Frankreich, und in Deutschland 7,2 Monate für Frauen und 8,1% für Männer. Das Ideal wäre ein sofortiger Übergang (selbst vor der Verteidigung), aber manche mussten 4,5 oder sogar 8 Jahre warten, und 4 haben darüber hinaus noch immer nichts gefunden.

Die Auswertung des **durchschnittlichen Monatsgehaltes** zeigt, dass sich in **Frankreich** die meisten Löhne in einer ziemlich engen Spanne von 1500 bis 2000 € befinden, wobei die Frauen deutlich weniger verdienen als die Männer (46,5 % unter ihnen verdienen weniger als 1500,- €, davon 13 % zwischen 500 und 1000 €, und 17,4 % weniger als 500 €, während 91,6 % der Männer mehr als 1500 € verdienen); es liegt klar auf der Hand, dass **die Männer einen leichteren Zugang zu**

höheren Löhne haben (17,1 % verdienen zwischen 2000 und 3000 € mit einem deutlichen Unterschied zu den Frauen mit 8,7 % und den Männern mit 33,3 %); keiner der französischen Umfrageteilnehmer verdient mehr als 3000 €. In Deutschland ist das Verhältnis Männer/Frauen ausgeglichener, die Löhne sind insgesamt breiter verteilt, zwischen 1000 und 3000 Euros. Es gibt weniger Arme (nur 4,6 % verdienen weniger als 500 €, 9,2% verdienen zwischen 500 und 1000 €, der Zugang zu höheren Einkommen scheint leichter zu sein (23 % verdienen zwischen 2000 und 3000 €), selbst wenn das Verhältnis immer zugunsten der Männer ausfällt (12,6 % verdienen mehr als 3000 € bei einem bedeutenden Unterschied zwischen Frauen 7,3 % und Männern 17,4 %). Daher rührt **eine größere finanzielle Attraktivität in Deutschland als in Frankreich**, wo man über das Entlohnungsniveau in Bezug auf das Studienniveau nur staunen kann, und dies kann wiederum die Entmutigung einiger Kandidaten erklären.

Die erlebte berufliche Eingliederung der DoktorInnen der Geistes- und Sozialwissenschaften – nachträgliche Auswertung und Kriterien

Vom qualitativen Standpunkt aus gesehen schlägt sich das nachträglich ausgesprochene Urteil auf ihre berufliche Eingliederung nieder: In Deutschland finden 36,6 % der Befragten die berufliche Eingliederung eher gelungen, 28,6 % befriedigend, 27,4 % ungewiss, gegenüber 13,5 %, 32,4% und 23,1% in Frankreich, wo man offensichtlich weniger enthusiastisch ist. **Nur 7,1% der Deutschen betrachten die Doktorarbeit als ein Scheitern, gegenüber der doppelten Anzahl (14,5 %) in Frankreich.** Dort, wo die Resultate in Deutschland zwischen Männern und Frauen ziemlich ausgeglichen sind, stellt man **einen bedeutenden Unterschied in Frankreich** fest: **Die Frauen sind insgesamt weniger zufrieden** mit ihrer beruflichen Eingliederung als die Männer (38 % gegenüber 61,5 %) und sie bilden die Mehrheit bei der Gruppe der Beunruhigten (62 % gegenüber 38,5%).

8

Unter den zu beiden Seiten des Rheins angeführten **Motiven für die Unzufriedenheit oder Beunruhigung** findet man: die Entlohnung, die als unzureichend beurteilt wird („ein Witz“), den Arbeitsplatz (entspricht nicht dem Forschungsthema, ein schlechtes Institut, ein schlechter Arbeitsplatz), die erzwungene Mobilität (wenn man eine geistig anspruchsvolle Stelle wahrnehmen möchte, muss Mobilität in Kauf genommen werden), das Fehlen einer möglichen Entwicklung in der Berufskarriere (auf Kosten der Sicherheit eines Arbeitsplatzes), die nicht in Bezug mit dem Studienniveau und den Fähigkeiten, die in der Privatwirtschaft nach kürzerer Ausbildung besser entlohnt würden; das Fehlen von Garantien (die Veröffentlichungen oder ein ausgezeichneter Werdegang und das Erlangen einer Arbeitsstelle stehen nicht immer im Einklang); der Altersfaktor kann sich als Problem erweisen; die Schwierigkeit, die verschiedenen Tätigkeiten, die sehr zeitaufwendig in der Lehre und Forschung sind, und dabei *a fortiori* die Veränderungen bei dem Lehrauftrag miteinander zu vereinbaren, die starke Konkurrenz; ein schlechtes Arbeitsklima.

Die Befragten stellen **die Übergangslösungen als zu prekär** heraus (ein Forschungsstipendium garantiert weder das Recht auf eine Rente noch auf eine Sozialversicherung, es stellt also nur eine relative und provisorische Gelegenheitsentlohnung dar, ohne dabei den Wechsel mit den Zeiten der gezwungenen Arbeitslosigkeit zu berücksichtigen), wie man am Beispiel von dem Fall von D.B. (31 J.) Doktor der Soziologie und Ethnologie, an der Universität Lille III sehen kann, der nachdem er Arbeitssuchender und Sozialempfänger war, nach 2 Jahren einen Platz als ATER gefunden hat. **Außerdem fehlen bezeichnenderweise Übergangsmöglichkeiten zwischen dem privaten und öffentlichen Bereich**; wenn der B-Plan scheitert, erweist sich der A-Plan, d.h. die Universität, als äußerst schwierig, es bleibt nur noch der eine freiberufliche Tätigkeit als letzte

Möglichkeit übrig. Die Frage der beruflichen Eingliederung wird gewissermaßen von der beruflichen Umschulung abgelöst, die nur schwer zu verkraften ist, wie es folgendes Beispiel zeigt: S. (36 J.), 1 Kind, Dokortitel zum Thema: Auswirkung des kulturellen Tourismus auf das Küstenerbe zwischen Brest und Plovdiv, dessen Verteidigung 2005 an der EHESS stattfand, sucht immer noch Arbeit. Diese soziale Unsicherheit sticht umso mehr im Vergleich zu den angebotenen Arbeitsbedingungen im Ausland hervor, wie es der Fall eines auf Wunsch anonym bleibenden Arbeitslosen, der seit 2002 Doktor in der Krebs- und Immunologieforschung ist, und der sich entschlossen hat, ins Ausland zurückzugehen, denn er hat in Frankreich nur einen zeitbegrenzten Arbeitsvertrag (CCD - Stelle für 1 Jahr und für einen halben Lohn, da diese Stelle als „post-doc“ im Ausland zählt). Dieser Fall deutet auf die Tatsache hin, dass solche Doktoren nur eine Stelle als Techniker oder Ingenieur ausüben, und nicht als Forscher, was laut seinem Standpunkt nicht normal sei.

Doktorarbeit und berufliche Eingliederung

In der beruflichen Eingliederung hat **die Doktorarbeit trotz allem eine positive Rolle** für 64,7% der Franzosen (mit einem bedeutenden Unterschied zwischen 91,7 % bei den Männern und 50% bei den Frauen) und 75 % der Deutschen gespielt. Die letzteren sind deutlich weniger streng: nur 6,3 % schätzen ein, dass die Doktorarbeit ein Nachteil war, gegenüber 11,8 % der Franzosen (mit einem höheren Verhältnis bei den Frauen (13,6%) gegenüber 8,3% der Männer). Sie hat überhaupt keine Rolle für 23,5% der Franzosen und für 18,8% der Deutschen gespielt. Die Situation scheint in Deutschland zwischen Männern und Frauen ausgeglichener als in Frankreich zu sein. Über die positiven Eigenschaften, die sie bescheinigt (Methode, Organisation, straffer Arbeitsrhythmus, Kenntnisstand, Redegewandtheit und Selbstsicherheit) stellt das Erlangen des Dokortitels für die Mehrzahl einen Vorteil dar, denn die Doktorarbeit ist eine unausweichliche Bedingung für die Einstellung an der Universität (Maître de Conférences/Dozent, aber auch für eine Stelle als ATER/Wissenschaftlicher Berater, Volontariat), mit demselben Wert wie die Veröffentlichung (in Deutschland ist sie obligatorisch, um sich für eine Stelle zu bewerben), sowie das Netzwerk, zu dem man Zugang hat.

Das Fachgebiet und die Spezialisierung sind weniger wichtig in Hinsicht auf die starke Konkurrenz und Überfülle der Dokortitel auf manchen Gebieten (z.B. Museen). Man kann also von einer unvollkommenen Anerkennung des Diploms sprechen.

Aber, wenn die Doktorarbeit im Idealfall „einen internationalen Pass für die Arbeit in verschiedenen Ländern“ darstellt, so gibt es dennoch ein Auseinanderklaffen zwischen dem persönlichen Einsatz, aus dem sie hervorgeht, und dem Ansehen, das man ihr zubilligt. Der „Doktor“ wird als „Bücherwurm“ oder als hochnäsiger Akademiker angesehen. Einige bedauern den Unterschied, der zwischen der Doktorarbeit und dem „concours“ für Gymnasiallehrer besteht, und den Unterschied zwischen dem Ausbildungsniveau und der ausgeübten Dolmetscher- oder Ausbilderarbeit, Stellen, die man nur mit Mühe bekommen konnte, obwohl das erforderliche Ausbildungsniveau dafür genügt hätte (was auch der Fall von V., 36 Jahre, arbeitslos, Dokortitel seit 2005 mit einer in Straßburg verteidigten Doktorarbeit zum Thema „Konflikte und Identitäten“ bezeugt), den Widerspruch zwischen den befristeten Arbeitsverträgen, die aufeinander folgen und sich ähneln (4 Verträge in einem Jahr), für die jedoch jedes Mal die Doktorarbeit gefordert wird. Daher kommt es zu unwiderruflichen Urteilen wie z.B.: Die Doktorarbeit sei ein Zeitverlust gewesen (J.F., 32 J., arbeitslos, Dokortitel seit 2008, mit einer Doktorarbeit zum Thema der europäischen Mehrsprachigkeit, in Aix-Marseille verteidigt). Einige verschweigen sie gänzlich („niemand weiß es!“, in dieser Hinsicht könnte man fast von einem „Rumpelstilzchen“-Komplex sprechen!). Das

vorherrschende Gefühl ist das eines Paradoxes und zwar jenem, dass er für die Arbeitsstelle, die der Doktor erringen konnte, überqualifiziert ist, und ihm dabei mangelnde Berufserfahrung beim Einstellungsverfahren vorgeworfen wird. Der Dokortitel ist der Ursprung eines Unbehagens, und zwar in dem Maße, dass sich einige fragen, ob dieser Titel nicht eine symbolische Bedrohung für die entsprechenden Arbeitgeber ist, die dadurch in ihrer Funktion von hierarchisch Überlegenen in Frage gestellt werden.

Insgesamt und trotz aller Bemerkungen und Zurückhaltungen, sagen 83,5 % der Deutschen gegenüber 69,2 % der Franzosen, dass sie zufrieden sind, eine Doktorarbeit geschrieben zu haben, jeweils 8,9 % und 23,1 % sind ziemlich zufrieden. Die Franzosen sind allerdings weniger enthusiastisch. Die Prozentangaben sind für diejenigen, die mit „eher nicht“ und „nein“ geantwortet haben, fast identisch und zwar 5,1% und 2,5%. Die Ergebnisse beim Vergleich von Männern und Frauen sind ausgeglichen.

*

IV. WISSENSCHAFTLICHE UND BERUFLICHE MOBILITÄT

a) Wissenschaftliche und berufliche Mobilität (Elisabeth SCHMIDT)

Wissenschaftliche Mobilität

Die Umfrage zeigt, dass die Nachwuchswissenschaftler in den Geisteswissenschaften sehr mobil sind und auch sehr gute Sprachkenntnisse haben. Sowohl in der deutschen als auch in der französischen Umfrage sagt die Mehrheit der Befragten, sie sei sehr häufig oder oft zu wissenschaftlichen Zwecken ins Ausland gereist. Allerdings geben im deutschen Fragebogen 24,6% an, sie seien nie zu diesen Zwecken ins Ausland gereist (bei den Franzosen sind es nur 1,5%, dafür sind 46% von ihnen sehr häufig und 30,8% oft ins Ausland gereist.) Bei den genannten Ländern überwiegen europäische Länder (Frankreich, Deutschland, Spanien, Italien, Polen, Tschechien, GB, Irland, Skandinavien...). Aber auch USA, Kanada, Indien, Israel, Südamerika, Türkei, Japan, Taiwan, Marokko... werden genannt.

Sprachkenntnisse

Was die Sprachkenntnisse im allgemeinen Gebrauch betrifft, so geben 37,8% der Deutschen an, sehr gut oder gut Französisch zu können, 42,8% haben Grundkenntnisse. Englisch wird anscheinend besser beherrscht (79% haben sehr gute oder gute Kenntnisse), wohingegen Spanisch eine untergeordnete Rolle spielt (69,1% hatten Grundkenntnisse). Gut zwei Drittel der Befragten (also eine relativ hohe Zahl) beherrschen also neben ihrer Muttersprache noch zwei Fremdsprachen sehr gut. Im wissenschaftlichen Kontext ist Englisch die vorherrschende Sprache (42,7% beherrschen es sehr gut und 34,3% gut). Französisch konnten nur 18,9% sehr gut und 32,2% gut. Was andere Sprachkenntnisse betrifft, so wurden genannt: sehr häufig Latein und andere europäische Sprachen (Russisch, Polnisch, Italienisch, Niederländisch...), aber auch Hebräisch, Chinesisch etc. In der französischen Umfrage gab es sehr viele Antworten von zweisprachigen Personen. Dies steht sehr wahrscheinlich im Zusammenhang mit der großen Zahl von französischen Germanisten, die bei GIRAF-IFFD Mitglied sind und an der Umfrage teilgenommen haben. Man kann vermuten, dass das Beherrschen der deutschen Sprache ein wichtiger Faktor bei der Wahl des Studienfaches und bei der Auswahl eines Forschungsthemas mit Deutschlandbezug ist. Im allgemeinen Gebrauch werden Deutsch und Französisch sehr gut beherrscht (oft als Mutter- oder Zweitsprache). 68,6% geben an, Englisch sehr gut oder gut zu können. Spanisch ist stärker vertreten als bei den Deutschen (37,9% geben sehr gute oder gute Kenntnisse an). Im wissenschaftlichen Kontext ist auch hier Englisch vorherrschend: 67,2% der Franzosen beherrschen es sehr gut oder gut. Die Sprachkenntnisse wurden zum sehr großen Teil vor der Promotion erworben, denn die Umfrage zeigt, dass während der Promotion nur sehr selten Sprachkurse gemacht werden (in der deutschen Umfrage geben 62% an, keine Sprachkurse gemacht zu haben, in der französischen Umfrage 76,7%).

Berufliche Mobilität : Chance oder Zwang ?

Zum aktuellen Arbeitsplatz (und dem Grad an Mobilität, der dafür nötig war) gab es 102 Antworten. Davon war die überwiegende Mehrzahl (eher) zufrieden mit ihrem aktuellen Arbeitsplatz (71 Antworten), 14 waren (eher) unzufrieden (15 Antworten waren irrelevant). Ein Befragter unterstreicht die Notwendigkeit, gewisse Opfer zu bringen, um eine Stelle zu finden: „Mein Motto hierzu: "Kunst geht nach Brot." (Lessing) "Kunstwissenschaft erst recht." (ich)“. Für eine große Mehrheit der Befragten ist eine „Stelle, die gefällt“ wichtig, dafür wird auch eine größere räumliche Mobilität in Kauf genommen (in der deutschen Umfrage stimmen 93,6% völlig oder tendenziell dieser Aussage zu; in der französischen Umfrage sind es 89,1%). Ganz allgemein wird die räumliche Mobilität aber auch problematisch gesehen, was die persönliche Situation und die Familie betrifft: auf

der deutschen Seite stimmen 35,4% völlig zu und 42,3% tendenziell, also insgesamt 77,7%. Bei den Franzosen sind es 53,6% (völlige Zustimmung), 30,4% (tendenzielle Zustimmung), insgesamt 84%. Für lediglich 22,2% der Deutschen und 15,9% der Franzosen stellt berufliche Mobilität überhaupt kein Problem dar.

b) Berufseinstieg im jeweiligen Nachbarland Frankreich - Deutschland (Alexander PLESCHKA)

Bezüglich der Befragung nach einem Vergleich der **Berufseinstiegschancen in den beiden Nachbarländern** Deutschland und Frankreich fällt zunächst auf, dass **die meisten der Befragten sich bisher noch keine Meinung bzw. keine Vorstellung über die Berufschancen im jeweiligen Nachbarland gebildet haben**. So beantworten die diesbezüglichen Fragen ungefähr drei Viertel der Deutschen und ungefähr die Hälfte der Franzosen damit, keine Meinung zum Thema zu haben.

Dennoch lässt sich bei den restlichen Antworten eine klare Tendenz ausmachen. Demnach werden **die Chancen des Berufseinstiegs nach einer Promotion in Frankreich und Deutschland offenbar unterschiedlich wahrgenommen**. Die befragten Deutschen geben an, dass ein Berufseinstieg in beiden Ländern ungefähr gleich schwer sei, während Franzosen annehmen, der Berufseinstieg Promovierter sei in Deutschland einfacher. **Auch für den Berufseinstieg im jeweiligen Nachbarland gilt diese Tendenz**. Gegenüber 25 % der Deutschen geben 68% der Franzosen an, ein Berufseinstieg nach der Promotion sei im jeweiligen Nachbarland durchaus möglich. Der Mehrheit der Deutschen (54,2%) erscheint er als schwierig.

Insgesamt lässt sich also feststellen, dass **ein Berufseinstieg in Deutschland (vor allem für Deutsche) als leichter wahrgenommen wird**. Begründen lässt sich dies den Befragten zufolge aus der unterschiedlichen Unterstützung durch die Universität. Deutsche und noch stärker Franzosen glauben, dass es Unterschiede in der Vorbereitung auf das Berufsleben durch die Institution Universität gebe. Die befragten Franzosen und die befragten Deutschen nehmen an, dass in Deutschland eine stärkere Kooperation zwischen der Universität einerseits und der Arbeitswelt und den Unternehmen andererseits bestehe. Franzosen begründen den leichteren Berufseinstieg in Deutschland etwa durch eine bessere Betreuung durch den Doktorvater, durch die größere Vielfalt an Stiftungen, des höheren gesellschaftlichen Status des Dokortitels oder der akademischen Freiheit, durch die der Doktorand immer schon mehr Verantwortung zu tragen gewohnt sei. Auch die befragten Deutschen geben die von den Franzosen genannten Gründe an. In Frankreich sei dagegen die Betreuung und akademische Einbindung strukturierter.

Es lässt sich zu diesem Unterpunkt zusammenfassend sagen, dass obwohl die Berufseinstiegschancen in beiden Ländern unterschiedlich wahrgenommen werden, dennoch in Deutschland der Berufseinstieg als leichter empfunden wird.

*

V. Unterstützung beim Berufseinstieg der NachwuchswissenschaftlerInnen — Bilanz und Perspektiven (Corina Golgotiu)

a) (Evaluierung der) Rolle der Universität bei der Unterstützung der NachwuchswissenschaftlerInnen beim Berufseinstieg

Welche Ausbildung?

Fast die Hälfte der Doktoranden aus Frankreich hat an einer Informationsveranstaltung über den Berufseinstieg teilgenommen, meistens im Rahmen des CIERA , der *école doctorale* oder einer ABG-Präsentation. Jedoch kritisieren alle Umfrageteilnehmer die Veranstaltungen als unzureichend/ungenügend oder unnütz/nicht vorhanden. Als sinnvoll unterstreichen die deutschen Befragten die Teilnahme an Doktorandenseminaren, die andere Kompetenzen außerhalb der Forschung berücksichtigen: Seminare zur Entwicklung von Softskills, Selbsteinschätzung, Rhetorik oder technischen Vorbereitung für Bewerbungen.

Rolle der verschiedenen Instanzen der Universität in der Unterstützung beim Berufseinstieg

Während die deutschen Teilnehmer in dieser Hinsicht vor allem (zu 31%) die Rolle des Doktorvaters oder der Doktormutter betonen, sind es nur 18% bei den **Franzosen**. Letztere fühlen sich weniger unterstützt und betreut im Laufe der Promotion und haben **weniger Vertrauen** zu ihrem Doktorvater, bzw. ihrer Doktormutter. Im Gegensatz dazu sind 59% der deutschen Teilnehmer davon überzeugt, dass ihr Doktorvater oder ihre Doktormutter effizient oder sogar sehr effizient bei ihrem Berufseinstieg einwirken. Weniger als 50% der deutschen Befragten betrachten die Forschungsgruppe als bedeutungslos in diesem Bereich, aber über 60% der französischen Befragten schätzen die Rolle dieses Systemgliedes als nutzlos ein. Allgemein ist man über die *école doctorale* nicht gerade begeistert, in Deutschland wird dagegen dieser Struktur, die keine genaue Entsprechung – Institut oder Fakultät - im deutschen Universitätswesen hat, mehr Vertrauen entgegengebracht. Auf der deutschen Seite fällt generell ein Plus an Vertrauen gegenüber den strukturellen Zwischenstufen / Vermittlungsstrukturen im Forschungsbereich auf und es scheint sehr wahrscheinlich, dass in Deutschland die Integration in der Forschungsgruppe selbstverständlicher geschieht und dass daher ihre Rolle als wesentlich erscheint.

Die Unterstützung beim Berufseinstieg durch die Universität verbessern – Vorschläge und Kritik

Was die Verbesserung der Unterstützung beim Berufseinstieg der NachwuchswissenschaftlerInnen im Rahmen der Universität angeht, so spiegeln die Prozentsätze die selben, schon festgestellten Unterschiede in der Betreuung wider: 57% der Franzosen, aber nur 30% der Deutschen möchten die Rolle des Doktorvaters, bzw. der Doktormutter verstärkt wissen. Wird den Doktoranden eine verstärkte Betreuung angeboten, so sind diese im selben Maße autonomer bei der Jobsuche: rund 33% der deutschen Antworten, gegen 10% auf der französischen Seite, sind der Meinung, dass der wissenschaftliche Betreuer der Promotion keine Rolle in der anschließenden Stellensuche hat. Die deutschen Prozentsätze zeigen, dass ein verstärktes Angebot an berufsbezogenen Seminaren und Ausbildungen seitens der Forschungsgruppe erwünscht ist, während man in Frankreich erwartet, dass sich diese Struktur für ein verbessertes berufsorientiertes Angebot an Seminaren im erweiterten Rahmen der Universität einsetzt. Dies verdeutlicht eine **französische Tendenz zu hierarchiebedingten Lösungen**, anstatt die Antwort auf einer Zwischenebene zu

suchen. Man bemerkt jedoch dieselbe Auffassung von den erwünschten und wünschenswerten **Aufgaben der école doctorale oder des Instituts: diese Instanzen sollten sich in diesem Bereich verstärkt gegenüber der Universität einsetzen und vor allem, für 50% der Umfrageteilnehmer, selber mehr Ausbildungsmöglichkeiten anbieten.**

Die Fragen haben viele Kommentare hervorgerufen. Einige, den beiden Fragebögen meistens gemeinsame Kritikrichtungen können herausgearbeitet werden. Am häufigsten erwähnt ist das entscheidende **Gewicht der Netzwerke und des wissenschaftlichen Betreuers im Berufseinstieg** der Doktoren. Die Kommentare drücken aber auch wiederholt den Eindruck aus, dass die **Vertreter der akademischen Welt, auf allen Niveaus, sehr entfernt von den tatsächlichen Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt sind**, sich für diesen Aspekt nicht zuständig wissen und bestenfalls nur den Einstieg in eine akademische Karriere in Betracht ziehen. Die Rolle des Doktorvaters, bzw. der Doktormutter ist mal idealisiert, mal im Licht seiner Einschränkungen, aber immer vor dem undurchsichtigen und komplexen Hintergrund der akademischen Welt dargestellt. Die deutschen Kommentare betonen mit besonderem Nachdruck die mangelnden Berufsaussichten im Universitätssystem, aber auch die Bedeutung des Austausches mit jungen Kollegen, innerhalb oder außerhalb des wissenschaftlichen Rahmens.

Die vorgeschlagenen Verbesserungen laufen parallel zu den Kritikrichtungen. Eine dieser Richtungen ist die **mangelnde Vorbereitung auf die Zeit nach der Promotion**. Es wird von den Universitäten nicht nur eine gewisse Ehrlichkeit angesichts der tatsächlichen Berufsaussichten im akademischen System und in der Forschung verlangt, sondern auch **PR-Aktionen**, die sich an die Unternehmen richten und sie über die Qualitäten der Doktoren informieren – zum Beispiel durch die Schaffung einer Datenbank für potenzielle Arbeitgeber -, und ein **Ausbildungsangebot**, das die während der Promotion erworbenen, technischen Kompetenzen erweitern: Projektmanagement, Führungskompetenzen, Eintreibung von Geldmitteln. Andere Kommentare unterstreichen die **notwendige Anpassung der Unternehmen an die Spezifität der promovierten Arbeitnehmer** — insbesondere der Doktoren der Geistes- und Sozialwissenschaften —, ein vertieftes gegenseitiges Kennenlernen, die Aufwertung der Promotion auf dem Arbeitsmarkt und die Änderung der Vorurteile in der Privatwirtschaft. Es gehe darum, „ihr Bild von der Promotion und der Universität aufzufrischen“. Diese Kritik wird von dem Vorschlag begleitet, man solle zur **Entfaltung des Unternehmungsgeistes bei den Doktoren** beitragen, um Unternehmensgründungen zu unterstützen und den Doktoren auf dem Weg zur Selbstständigkeit in der Privatwirtschaft zu helfen.

Trotzdem unterstreichen die Umfrageteilnehmer die Spezifität der Promotion, die eine „Ausbildung zur Forschung durch die Forschung“ bleiben solle und sich als Summe von Kompetenzen nicht ohne weiteres in die Wirtschaft übertragen lasse. Einige deutsche Kommentare heben besonders hervor, wie bedeutend die Flexibilität der Institutionen sei, um eine individualisierte Laufbahn zu ermöglichen und die Promotion sogar zu einer berufsorientierten Ausbildung werden zu lassen. Nichtsdestotrotz ist diese unternehmensorientierte Sichtweise an die **Forderung nach der Demokratisierung der Forschungskreise** gekoppelt. Ein Umfrageteilnehmer macht auf die Rolle der Informationstechnologien aufmerksam und bemerkt, dass die Beherrschung der IT eine bessere Sichtbarkeit der eigenen Publikationen außerhalb des Forschungs-Establishments sichern könne. In der Tat würde dies die Emanzipation der Nachwuchswissenschaftler ermöglichen, die für ihre Veröffentlichungen und Teilnahme an Kolloquien usw. nicht mehr gänzlich von den altbewährten Netzwerken abhängig wären und so die generationsbedingten Schwierigkeiten überwinden könnten.

Die Art und Weise wie die akademische Welt funktioniert, wie die Forschungsgruppen ihre Mitarbeiter und die Universität ihre Lehrkräfte rekrutieren, wird oft als ein feudalähnliches System dargestellt, in dem man zu den richtigen Netzwerken gehören muss, um aufgenommen zu werden und dann erfolgreich aufzusteigen. Das System wird bald in fatalistischen, bald in rebellischen Zügen geschildert. Einer der kritischen Kommentare gilt übrigens den Verfassern dieser Umfrage und bemerkt ihre Einfalt gegenüber der akademischen Wirklichkeit, die von der patriarchalen Figur des Doktorvaters dominiert sei, während ein anderer Kommentar die Evaluierung der Betreuungskompetenzen desselben Patriarchen vorschlägt...

V. b) Die Universität und der Arbeitsmarkt

Die Beziehungen zwischen der Universität und den Unternehmen **werden im Allgemeinen zu über 80% als unzureichend oder nicht vorhanden eingeschätzt**. Die mangelnden Verbindungen zwischen der akademischen Ausbildung und der Forschung einerseits, und dem Privatsektor andererseits werden in Frankreich durch die Vorstellung einer näheren Beziehung zwischen den Universität und dem öffentlichen Bereich einigermaßen ausbalanciert, zweifellos wegen der *concours*, der Aufnahmeprüfungen für Lehrkräfte der Primar- und Sekundarstufe. Trotz der positiven Einschätzung der Beziehung zwischen der Universität und dem öffentlichen Dienst auf französischer Seite — zu fast 30% —, eine ähnliche Anzahl von Befragten (46%) behaupten in beiden Umfragen derer Unzulänglichkeit. Die Hälfte der Befragten halten die Beziehungen zu Vereinen und Verbänden ebenfalls für ungenügend, aber die Deutschen bedauern am meisten das Fehlen von NGOs und Verbänden aus den von der Universität vorgestellten Berufsaussichten.

Einstimmigkeit herrscht bei den Befragten über die notwendige **Verbesserung des Zusammenspiels von Studium und Beruf**. Dies scheint ein Hinweis darauf zu sein, dass die ausgeprägte Berufsorientierung anderer Studiengänge, aus Bereichen wie den Naturwissenschaften, der Ingenieurausbildung oder Jura, heutzutage auch für die Geistes- und Sozialwissenschaften als wünschenswert wahrgenommen wird. Im Allgemeinen bleibt ein eher negativer Eindruck über die Rolle der Universität beim Berufseinstieg. Die Kommentare konzentrieren sich auf einige Problemstellungen, in deren Vordergrund die Kritik an der geschlossenen, kreisförmigen Art der Rekrutierung von akademischen Lehrkräften und Forschern steht.

V. c) Die Rolle institutionalisierter und informeller Netzwerke

Die oben erwähnten Kommentare unterstreichen die Bedeutung der Netzwerke vor allem in ihrer informellen Gestalt und/oder bezogen auf eine wissenschaftliche Tätigkeit oder einen bestimmten Forschungsbereich. Ziel diese Teils der Umfrage war es, herauszufinden, wie diese Netzwerke¹ funktionieren und von den NachwuchswissenschaftlerInnen benutzt werden, ausgehend vom höchsten Grad an Institutionalisierung bis hin zur persönlichen Ebene der Netzwerkbildung.

¹ Folgende Netzwerke wurden in der Umfrage angegeben: *Pôle emploi*, die Bundesagentur für Arbeit, der Verein APEC (Association pour l'emploi des cadres), CIERA (Centre Interdisciplinaire d'Etudes et de Recherches sur l'Allemagne), der Verein ABG (Association Bernard Gregory), DAAD (Deutscher Akademischer Austauschdienst), die Deutsch-Französische Hochschule (DFH-UFA) und GIRAF.

Evaluierung und Anwendung der institutionalisierten Netzwerke

Die Antworten zu diesem Punkt zeigen eine **Fokussierung auf den nationalen Bezugsrahmen** oder auf die Institutionen, die eine vermittelnde Funktion zwischen den jeweiligen Bezugsrahmen haben. Nur 8% der Befragten aus Deutschland kennen den *Pôle emploi* – was wahrscheinlich auch mit der Umstrukturierung der Einrichtung zusammenhängt-, während über 36% der Teilnehmer aus Frankreich die entsprechende deutsche Einrichtung kennen. Diese Zahlen können vielleicht einen Hinweis auf die Zahl derer geben, die sich in den Arbeitsmarkt des anderen Landes zu integrieren versuchen.

Die deutsch-französischen Einrichtungen, wie das CIERA und die Deutsch-Französische Hochschule, erfreuen sich in Frankreich eines höheren Bekanntheitsgrades (51% für das CIERA und 41% für die DFH-UFA), bleiben aber bei 20% in den deutschen Antworten. Auf deutscher Seite kennt man die Vereine APEC und ABG offensichtlich nicht, was auch für GIRAF gilt - ein wenig über 15% der Befragten, wohingegen rund die Hälfte der französischen Antworten behaupten, die letzten drei genannten Vereine zu kennen. Der DAAD ist das auf beiden Ufern des Rheins meist gekannte Netzwerk, von 63% der französischen und 96% der deutschen Teilnehmer. Andere Informationsquellen, die 60% der Befragten in jeder der beiden Umfragen regelmäßig benutzen, gehören deutlicherweise nicht zum deutsch-französischen oder national-staatlichen Rahmen. Achtzig Prozent der deutschen Teilnehmer geben zu, die in der Umfrage angegebenen Netzwerke nie zu benutzen, wobei der DAAD und die Bundesagentur für Arbeit eine Ausnahme dazu bilden. Die Befragten aus Frankreich benutzen diese Netzwerke etwas mehr, aber man kann einen deutlichen Vertrauensdefizit ihnen gegenüber feststellen: In der französischen Umfrage ist der Verein Bernard Gregory zu 79% bekannt, aber nur von 46% der Befragten als Informationsquelle benutzt.

16

Paradox erscheint die Einschätzung der Wirksamkeit dieser institutionalisierten Netzwerke. Trotz der hohen Zahl derer, die diese Netzwerke nicht benutzen, werden letztere mehrheitlich als effizient beurteilt (über 55% für den französischen Durchschnitt und 60% zu 70% für den deutschen Durchschnittswert). Eine weitere gemeinsame Tendenz kennzeichnet die negative Einschätzung des Wirksamkeitsgrades der staatlichen Arbeitsagenturen. Der DAAD hingegen findet einstimmige Anerkennung für seine als sehr gut eingeschätzte Leistung, mit über 90% der Antworten. Über 90% der deutschen und 77% der französischen Antworten erkennen die sehr hohe Wirksamkeit der Netzwerke an, die in der Umfrage nicht angegeben werden, was die Annahme der intensiven Benutzung dieser Netzwerke unterstützt. Trotz dieser offensichtlichen gemeinsamen Tendenz, kann man die Hypothese wagen, dass in Deutschland die effizienten Netzwerke vielfältiger, sicherlich weniger zentralisiert strukturiert, und dazu auch zahlreicher sind.

Evaluierung und Benutzung der informellen Netzwerke

Unter diesen weniger institutionalisierten, aber bei der Jobsuche offensichtlich viel intensiver eingesetzten Netzwerken sind die Peernetzwerke weniger in Frankreich (66%) als in Deutschland (73%) bekannt. Selbstverständlich werden **die persönlichen Kontakte am meisten, zu über 80%**, genutzt, aber die Peernetzwerke werden ebenfalls von der Hälfte der deutschen Befragten herangezogen, was die stärkere Verankerung und die große Vielfalt der Alumni-Vereine (ehemalige Stipendiaten, Studierende, Praktikanten usw.) in Deutschland bestätigt. Auch wenn man diese Netzwerke in Frankreich seltener nutzt, bleibt die Einschätzung ihrer Wirksamkeit mehrheitlich positiv und übertrifft den Prozentsatz der Netzwerkbenutzer. Die deutschen Kommentare deuten auf

eine wachsende Spezialisierung der informellen Netzwerke und auf deren sich herauskristallisierende Berufsorientierung hin, denn die Alumni-Vereine werden manchmal als zu heterogen empfunden.

Folgender Kommentar fasst die Tendenz zusammen, die den informellen Netzwerken, von Peergruppen bis hin zu institutionalisierten Erscheinungsformen, den Vorrang geben: „Wenn ich mich nur auf die institutionalisierten Einrichtungen hätte verlassen müssen, dann hätte ich seit langem den wissenschaftlichen Bereich verlassen.“

ZUSAMMENFASSUNG (Alice VOLKWEIN)

Der Erfolg in Frankreich und Deutschland der GIRAF-Umfrage 2009 zum Berufseinstieg zeigt deutlich, dass diese Frage den NachwuchswissenschaftlerInnen der Geistes- und Sozialwissenschaften heutzutage besonders am Herzen liegt. Die Erfahrungsberichte zeugen in der Tat davon, wie schwierig es für die Befragten in beiden Ländern ist, ihr Berufsvorhaben zu verwirklichen.

Probleme im Hinblick auf den Berufseinstieg, die vor, während und nach der Doktorarbeit auftreten:

Das von manchen NachwuchswissenschaftlerInnen zugestandene Fehlen eines konkreten Berufsvorhabens am Anfang der Promotion kann als Hindernis für einen gelungenen Berufseinstieg eingeschätzt werden, doch dies betrifft/betraif nur die Hälfte der Befragten. Außerdem entwickeln die meisten ein solches Vorhaben dann im Laufe der Promotion. Das Problem liegt an anderer Stelle, nämlich in der Konfrontation dieses Berufsvorhabens mit der wirklichen Lage auf dem Arbeitsmarkt am Ende der Promotion.

Wenn die Universität und die außeruniversitäre Forschung für die meisten das erste Berufsziel am Anfang der Promotion ist, lässt die Enttäuschung angesichts der begrenzten Stellenanzahl nicht auf sich warten. Die beruflichen Alternativen (Lehramt im Gymnasium, Beratung in der Privatwirtschaft, Freiberufler usw.) werden oft nur als zweite Wahl und der Berufseinstieg allgemein mit Angst betrachtet.

Hinzu kommt, dass die während der Doktorarbeit ausgeübten beruflichen Tätigkeiten nicht immer sinnvoll im Hinblick auf den erwünschten Beruf sind, da sie oft aus finanziellen Gründen gewählt werden. In der Tat ist der Mangel an finanziellen Mitteln ein zentrales Problem für die DoktorandInnen der Geistes- und Sozialwissenschaften.

Dass die Doktorarbeit nicht als eine eigenständige Berufserfahrung wahrgenommen wird, ist eine weitere Tatsache, die von den Befragten bedauert wird. Die Mehrheit leidet nach der Doktorarbeit darunter, sich überqualifiziert für die angebotenen Jobs zu fühlen, während man ihnen zugleich einen Mangel an Berufserfahrung vorwirft. De facto erleben die Doktoren in der Mehrheit eine schwere, manchmal lange, Übergangsphase, in der sie oft in einer prekären Situation (befristete Verträge, schlechte Bezahlung) mit wenig oder überhaupt keinen beruflichen Perspektiven leben oder sogar arbeitslos sind.

Viele kritisieren den Mangel an Transparenz an der Universität, wo der Name des Doktorvaters und die persönlichen Kontakte eine wichtige Rolle im Rekrutierungsverfahren spielen. Aber vor allem wird die mangelhafte Vorbereitung auf die Zeit nach der Doktorarbeit und auf eine berufliche Neuorientierung außerhalb von Universität und Forschung scharf kritisiert.

Unterschiede zwischen Frankreich und Deutschland:

Wenn die oben dargestellten Schwierigkeiten von den französischen und deutschen NachwuchswissenschaftlerInnen geteilt werden, scheinen die Franzosen im Hinblick auf ihre beruflichen Perspektiven pessimistischer als die Deutschen zu sein. Dies hängt auch damit zusammen, dass ihnen die Situation außerhalb Frankreichs, darunter auch in Deutschland, einfacher und besser zu sein scheint. Die Ergebnisse der Umfrage machen in der Tat deutlich, dass das durchschnittliche Einkommen eines Doktors in Deutschland höher als in Frankreich ist — wenn

man die Branchenunterschiede beiseite lässt. Dies hängt womöglich zunächst damit zusammen, dass die deutschen Doktoren öfter in die Privatwirtschaft gehen oder Freiberufler werden, während die Franzosen eher Gymnasiallehrer werden. Das lässt sich mit der Besonderheit des französischen Systems erklären, wo viele DoktorandInnen der Geistes- und Sozialwissenschaften vor der Promotion oft ihr „Staatsexamen“ (namentlich die Concours CAPES oder agrégation) abgeschlossen haben. Doch scheinen auch Unterschiede in der Ausbildung der DoktorandInnen eine Rolle zu spielen. In Deutschland wird Autonomie und Eigeninitiative großgeschrieben, was den DoktorandInnen auf eine berufliche Neuorientierung in die Privatwirtschaft besser vorbereitet. Im Allgemeinen wird die Ausbildung der DoktorandInnen und darunter die Betreuung durch den Doktorvater und die Eingliederung in eine Forschungsgruppe in Deutschland positiver eingeschätzt als in Frankreich. Auch wenn dies nicht der Grund dafür darstellt, kann man darüber hinaus beobachten, dass sowohl Deutsche wie Franzosen der Meinung sind, dass die berufliche Eingliederung in Deutschland einfacher als in Frankreich ist. Die transnationale berufliche Eingliederung bleibt außerdem weitgehend unbekannt, bzw. wird nicht als Alternative angesehen. In dem Punkt wird es aber auch als einfacher eingesehen, von Frankreich nach Deutschland zu wechseln als umgekehrt.

Bestehende Ressourcen und Verbesserungsmöglichkeiten:

Wenn die Umfrage diese Schwierigkeiten deutlich machen konnte, lag ihr Ziel auch darin, die positiven Aspekte und die bestehenden Ressourcen zu betonen und darüber hinaus Vorschläge zur Verbesserung der Situation zusammenzutragen.

Unter diesem Gesichtspunkt soll zunächst der Pragmatismus der befragten NachwuchswissenschaftlerInnen hervorgehoben werden, was nicht nur Ausdruck ihrer Desillusionierung und Enttäuschung ist. Alle erklären sich bereit, ihr Berufsvorhaben der Wirklichkeit anzupassen und wünschen sich Unterstützung und Ausbildung, um sich nach der Doktorarbeit besser auf den Arbeitsmarkt eingliedern zu können.

In der Hinsicht macht die Umfrage folgende Aspekte deutlich,

- dass eine regelmäßige und konsequente Unterstützung von Seiten des Doktorvaters und der unterschiedlichen universitären Strukturen notwendig ist und z. Zt. vor allem in Frankreich noch oft als mangelhaft wahrgenommen wird;

- dass konkrete Ausbildungen, um die an der Universität aber auch im außeruniversitären Berufsleben notwendigen Kompetenzen zu entwickeln und zu vertiefen, gefordert werden (in der Hinsicht scheint das deutsche Beispiel unter manchen Aspekten als Modell zu dienen);

- dass ein Mentalitätswechsel im Privatbereich und allgemein in der Gesellschaft notwendig ist, um die Doktorarbeit als Berufserfahrung und die besonderen Kompetenzen der Doktoren der Geistes- und Sozialwissenschaften anzuerkennen;

- dass aber auch bei den NachwuchswissenschaftlerInnen ein Mentalitätswechsel notwendig ist, da ihnen manchmal Eigeninitiative fehlt, um ihre eigene Firma zu gründen oder an eine berufliche Neuorientierung zu denken;

- dass die Beziehungen zwischen Universität und Privatwirtschaft vor allem in Frankreich nach den Befragten viel stärker auszubauen sind.

Abschließend soll jedoch positiv die Leidenschaft der meisten NachwuchswissenschaftlerInnen hervorgehoben werden. Sie sind in der überwiegenden Mehrheit froh zu promovieren, bzw. promoviert zu haben, wie schwer ihre berufliche Situation während oder nach der Promotion auch sein mag. Zu bemerken ist zudem, dass die Mehrheit der Doktoren im Nachhinein zufrieden mit ihrem Berufseinstieg sind, was von ihrer Flexibilität und Anpassungsfähigkeit zeugt, da sie manchmal in beruflichen Sektoren tätig sind, die weit entfernt von ihrem ursprünglichen Berufsvorhaben sind.

Die Umfrage wurde im Rahmen des Vereins GIRAF-IFFD von:

Corina Golgotiu (Online-Präsentation der Umfrage), Sidonie Kellerer, Alexander Pleschka (Koordinierung der Übersetzung), Florence Rougerie (Koordinierung der Synthese), Elisabeth Schmidt und Alice Volkwein (Koordinierung der Synthese und des Projektes) durchgeführt.

Kommentare, Fragen und Erfahrungsbericht sind mehr als willkommen! Schreiben Sie uns einfach an folgende Adressen: EnqueteGiraf2009@gmail.com; alicevolkwein@yahoo.fr.